

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

E. Haase: Gottfried Arnold.

## Gottfried Arnold.

Von E. Haase, Oberlehrerin in Perleberg.

Vor nun 200 Jahren ist in dem märkischen Städtchen Perleberg ein Mann aus dem Leben geschieden, der nicht nur Theologie und Kirche seiner Zeit aufregt, sondern auch die Nachwelt nachhaltig beeinflußt hat. Das war Gottfried Arnold. Mehr als 50 bedeutungsvolle Werke hat er in die Welt hinausgehen lassen, die, jedes einzelne, große Bewegung hervorriefen; viel verehrt ward er, aber auch grimmig, unversöhnlich gehaßt. Aus dem unbeschreiblich starken, vielstimmigen Für und Wider seiner Person und Geistesrichtung, aus der Fülle seiner Werke und dem Wirrsal der Kampf- und Angriffsschriften wider ihn heraus ein unparteiisches und klargeschautes Bild des Vielgeliebten und Vielgehaßten zu schaffen, hat schon 1873 Dr. Franz Dibelius unternommen, der einst Dozent an der Berliner Universität und dem Kgl. Dom-Kandidaten-Stift war. Seinem Gelehrtenfleiß standen außer den selten gewordenen Werken Arnolds viele bisher unbekannte und später verschollene Schriften zur Verfügung, so daß wir in diesem verdienstvollen Werk die beste Darstellung des Lebens und der Bedeutung Arnolds besitzen.

Auf Gottfried Arnold paßt das bewährte Bibelwort auf des Großen Friedrich Gedenksäule in Tamsel „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch trage in seiner Jugend.“ Hart war die Kindheit des am 5. September 1666 geborenen ersten Kindes des spärlich besoldeten 6. Lehrers der Lateinschule zu Annaberg in Sachsen. Siebenjährig verlor er die Mutter, dreizehnjährig mußte er durch Stundengeben verdienen helfen, statt die eigene Ausbildung fördern zu dürfen. Durch frühe Selbständigkeit, durch angestregtes Arbeiten auf dem Gymnasium zu Gera unter den allerdürftigsten Verhältnissen ward der fromme Jüngling zum in sich gekehrten, zum einsamen Menschen. Sein Sehnen nach Geist und Wahrheit, sein Durst nach tieferer Erkenntnis ward nicht gestillt, als er sich vollen Herzens der Theologie hingab; denn das einst vom Lebenswasser überquellende Wittenberg war die Stätte ödster Buchstabentheologie nachlutherscher Zeit geworden. Aus Tholucks „Akademischem Leben“ kann man von dem wüsten und seichten Studentenleben jener Zeit, von dem verknöcherten Gelehrtentum vieler Dozenten, von den trocken abstrakten Predigten lesen, wodurch Begabte und nach ihnen alle, die sich nach neuem frischen Geistesleben sehnten, zu Vorläufern des Pietismus wurden. Es war wie ein Wunder, daß in diesen Zeiten tiefster geistiger und leiblicher Not nicht die Universitäten verdorrten, da z. B. 1640 in Greifswald weder ein Professor noch ein Student der Theologie zu finden war. Das Volk besuchte viele und lange Gottesdienste an Sonn- und Wochentagen, auf der Kanzel wurde viel gestritten, viel ödes Buchstabenwerk dargeboten, unter der Kanzel viel geschlafen.

Arnold gewann weder mit seinen Studiengenossen, noch mit seinen Lehrern Föhlung. Unter Entbehrungen rang er sich einsam und mühselig durch die Studienjahre. Scharfen Blicks erkannte er die Schäden der Kirche und ward, seiner Neigung und Anlage gemäß, Historiker des christlichen Altertums. Für ein praktisches Kirchenamt konnte er sich nicht entschließen; die Hohlheit des Buchstabens verachtete, harten Gewissenszwang fürchtete er. Finsterstem Aberglauben opferte man Tausende von Frauen, schrieb man doch Hunger und teure Zeit, Feuers- und Wassersnot, ansteckende Krankheiten und Seuchen den Hexen zu. 1640—1651 wurden allein in der Grafschaft Neiße 1000, in Osnabrück in dem einen Jahr 1640 80 dieser Unglückseligen am Marterpfahl verbrannt. Daneben stand das wüste Schwelgen — am Tag des Herrn mehr Schuld und Schande als an den Wochentagen — in jenen Lastern, gegen die auch heut wieder alle deutschen Volksfreunde die Stimme erheben. Dagegen sah und malte Gottfried Arnold das harmonische, schlichte Liebesleben der ersten Christen in den lichtesten Farben gegenüber der als unverbesserlich düster angeschauten Gegenwart. Durch sein zurückgezogenes Leben ging ihm mit der Entfernung vom Laster auch das Bildungsmittel des Verkehrs verloren; dazu wuchs sein Ehrgeiz. Sehr bald schon errang er die Magisterwürde, deren er sich später aber als einer unchristlichen Hochmutstat so schämte, daß er den rechtmäßig erworbenen Magistertitel seinem Namen nur in seinen Erstlingswerken vorangesetzt hat. Diese Schriften behandelten die ersten Märtyrer und überhaupt die älteste Christenheit, darunter war eine deutsche Ausgabe der Briefe des Barnabas und des Clemens Romanus. Aber Arnold mußte einem Brotquell zustreben. Der edle Philipp Jakob Spener ward ihm zum väterlichen Freund, dem er sich mit völliger Hingabe anschloß. Spener sah gleich ihm die Schäden der Kirche; aber er wandte sich nicht verbittert und hoffnungslos ab, sondern er baute an dem „Kirchlein in der Kirche“ und brachte wie sein Freund und Schüler A. H. Francke das Bibelstudium und statt der Rechtgläubigkeit die rechte Gläubigkeit wieder zu Ehren. Daß wie einst das Buchstabenwesen erstarrte, nach ihm der Pietismus in Unwissenschaftlichkeit und Frömmerei ausartete, war nicht in Speners Geist. Spener verschaffte dem jungen Arnold eine Erzieherstelle, zu der der herbe, an selbständige Abgeschlossenheit Gewöhnte jedoch wenig paßte. Als Speners sänftigender Einfluß nach dessen Berufung an die Nikolaikirche zu Berlin aufhörte, kam es zum Bruch. Der treue Spener verschaffte ihm eine ähnliche Stelle im Hause des Stifthauptmanns von Stammer in Quedlinburg. Hier stärkte sich sein Vorsatz, kein geistliches Amt in der geistverlassenen Kirche anzunehmen. Da brachte ihm nach 4 Jahren sein erstes größeres Werk plötzlich die Berufung zum Geschichtsprofessor nach Gießen. In diesem Buch „Die erste Liebe, das ist wahre Abbildung der ersten

Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben“ malte er mit den Sehnsuchtsfarben seiner heißen Seele die ersten Christen so, wie er sie sich wünschte und wie sie ihm erschienen, und zeigte dem lebenden Geschlecht sein herrliches, sein weltenfernes Urbild. Dies Werk machte Arnold berühmt; viele, auch Spener, schätzten es hoch, obwohl mancher die geschichtliche Treue vermißte. Durch sein akademisches Amt sah sich Arnold in ein buntes Leben gerissen, das seinen Anschauungen widersprach. In der Welt der Welt zu entfliehen vermochte er nicht, deshalb legte er plötzlich — zu allgemeiner Verwunderung — sein Amt nieder und kehrte nach Quedlinburg zurück. Seine Freunde priesen seine Tat, seine Feinde griffen ihn und seine wissenschaftliche Tüchtigkeit heftig an. Als Gast des Hofdiakonus Sprögel, seines treuen Gesinnungsgenossen, vertiefte er sich in wissenschaftliche Arbeiten. 1699 erschien Teil I und II, 1700 Teil III und IV seines Hauptwerkes „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“, das einen ungeheuren Sturm entfesselte; sprach doch Arnold als Erster kühn und unverhohlen aus, manch Frommer sei unschuldig geschmäht worden, und gerade Hirten und Bischöfe, Konzilien und Synoden hätten die fromme Herde verfolgt. Ganz neue Bahn wies er der Beurteilung der Ketzer, nicht die Schmähschriften der Feinde, nein, ihre eigenen Werke legte er und nach ihm die spätere Forschung zugrunde. Goethe betont in „Dichtung und Wahrheit“ (Teil II, Buch 8) den Einfluß dieses Buches auf ihn selber. Zahlreiche Urkunden, ausführliche Zitate aus den Schriften der Ketzer, die sonst schwer zugänglich oder ganz verloren sind, erhöhen den dauernden Wert des Meisterwerkes, das seinem Namen Unsterblichkeit verlieh. Mit der ehrlichen Absicht, unparteiisch zu sein, fand er gerade an den verurteilten Ketzern die wahren Christen, wie er bei den Pietisten seiner eigenen Zeit die rechte Herzensfrömmigkeit wahrnahm. Der Kirche Schäden geißelte er schonungslos. Eine Flut von Gegenschriften, Reden von Kanzeln und Kathedern wogte heran zur Verteidigung der hart angegriffenen Kirche. Noch 1745, also mehr als 30 Jahre nach Arnolds Tode (1714), verdamnte eine umfangreiche Widerlegungsschrift das Buch in Grund und Boden. Die Marburger Universität litt um ihn; seine Fehler hob man zum Riesengroßen, gegen das Wohlbegründete schloß man die Augen. Auch Verteidiger fand Arnold, und nicht nur unter den Pietisten. Thomasius in Halle pries das Werk hoch; aber Spener ließ sich nicht bestimmen, das viel angefochtene Werk überhaupt zu lesen; er wollte sich jedes Urteils enthalten können! Leider ward Arnolds gesunder Pietismus durch den nahen Verkehr mit Schwärmern auf die abschüssige Bahn eines krankhaften Mystizismus gerissen, wovon sein höchst wunderliches, phantastisch-mystisches Werk „Das Geheimnis der göttlichen Sophia“ Zeugnis ablegt. Er bereute später selbst, es geschrieben zu haben. Unendlich

stürmische Zeiten folgten: Feindschaft der fanatisch-orthodoxen Quedlinburger Geistlichkeit, unberechtigte Verdächtigungen seines Wandels, Ausweisungsandrohung durch die Äbtissin. Der getreue Sprögel wird suspendiert. Da beruft die den Pietisten wohlgesinnte Herzogin von Sachsen-Eisenach Arnold als Hofprediger nach Allstädt! So sehen wir ihn, seinem Grundsatz zuwider, im geistlichen Amt, dem geharnischten Bekenntnis in seiner „Sophia“ entgegen, 1703 mit Anna Maria Sprögel den Ehebund schließen! Neuer Sturm! Kein Friede auch im Amt! Denn zu dem verlangten Eid auf Luthers Bekenntnisschriften kann er sich nicht entschließen. Bei dem edlen Spener findet er während kurzer Tage Frieden und neue Kraft. Auf Speners Wunsch verwandte sich Preußens König, der als Kurfürst schon die Hand über ihn gehalten, für ihn beim Herzog. Vergebens! Nach neuen Kämpfen ernannte ihn der gütige König, ein Hort der Gewissensfreiheit, zu seinem Beamten. Eilig — drohte doch der Herzog mit schnellen Gewaltmaßregeln — sandte ihm König Friedrich vom Schloß Oranienburg unterzeichnet, die Bestallung — die allererste dieser Art — zum Historiographen des Königlich Preußischen Staates, voll Anerkennung und Vertrauen und unter Versicherung seines königlichen Schutzes. Dennoch glaubte der Herzog „den durch seine Schriften höchst verdächtigen Arnold nicht ohne Gefahr in seinem Lande dulden zu können“, der König möge doch „aus faveur für seinen Historiographen“ ihn in den preußischen Landen „employieren.“ So hielt denn nach drei schweren Sturmjahren Arnold am Sonntag Exaudi 1705 vor seiner gnädigen Herzogin seine schmerzliche Abschiedspredigt über die auch auf ihn passende Stelle: Joh. 15,26—16,4. Durch Sprögels Versetzung nach Stolpe in Pommern war nämlich die Stelle zu Werben für Arnold frei geworden. Das preußische Pfarramt also ward dem sturmgeprüften Kämpfer zum Friedenshafen für seine neun letzten Lebensjahre. Sein Geistesschwert durfte nun ruhen, seine Gaben stellte er völlig in den Dienst von Kirche und Schule. Zwei Jahre nur wirkte er in Werben; denn Perleberger städtische Abgeordnete, sehr selbständig den sonst üblichen Vorschlägen der Regierung zuvorkommend, hörten den vielgerühmten Mann und gewannen ihn als Oberpfarrer und Kreisschulinspektor. Sinnreich wählte er zum Text seiner Antrittspredigt in Perleberg das Gleichnis von der köstlichen Perle. Er gelobte, den Perlebergern durch gewissenhafte Seelsorge die Perle des Reiches Gottes ans Herz zu legen und erbitten zu helfen. „Ich würde sehr irren“, so sprach er, „wenn ich meinem Beruf damit meinte ein Genügen getan zu haben, daß ich etwa wöchentlich ein- oder zweimal eine Stunde zu euch insgemein redete, hernach aber mich weiter um nichts bekümmerte.“ — „Überdies wird mir obliegen, Gott Tag und Nacht zu bitten, daß er mir gebe einen unsträflichen Wandel unter euch, damit keiner sich durch mein Exempel entschuldigen könne, als hätte er

es von seinem Lehrer nicht besser gesehen.“ Mit Ernst und Eifer widmete er sich der Gemeindepflege. Mit Wort und Schrift bekämpfte er Sonntagsentheiligung und Trunksucht und das Übermaß schwelgerischer Gelage bei Tag und Nacht, die in wüsten Straßenlärm, wilde Raufereien und „heidnische Ruchlosigkeiten“ ausarteten. „Ein jeder rette darin seine Seele und helfe dem großen Verderben steuern, weil es noch Zeit ist“. Auch „dem sündlichen Schlafen unter den Predigten“ rückte er mit einer Ermahnung von der Kanzel zu Leibe. Zur Erfrischung soll man dann und wann vom Platz aufstehen, oder, wer eine Bibel besäße, möge sie mitbringen; auch könne man sich bei ihm unentgeltlich ein Einleitungsbüchlein zu Luthers Katechismus holen. Sorgfalt wandte er auch dem Schulunterricht und der Katechisation der Kinder und ihrer Vorbereitung für die erste Kommunion zu, und für die Erwachsenen hielt er des Sonntags Betrachtungen über Arnds „Wahres Christentum“. Statt der geringen Zahl auswendiggelernter Lieder sollen in der Kirche mehr Lieder gesungen werden, die vom Prediger auszuwählen und vom Küster anzuschreiben sind. Endlich sollen in der Schule mehr Sprüche gelernt und mehr biblische Bücher — griechisch und deutsch — gelesen werden. Auch Arnolds literarische Arbeit geschah für die Gemeinde. Ihr gab er Erbauungsschriften heraus, wie Thomas a Kempis, ihr verfaßte er Evangelien- und Epistel-Postillen, schrieb über die Psalmen, die Weisheit Salomos und andere biblische Bücher. Unter den zahlreichen Werken aus früheren und späteren Jahren muß das bereits in Allstädt begonnene Buch „Die geistliche Gestalt eines evangelischen Lehrers“ genannt werden, worin man wieder die tiefe, gewissenhafte Auffassung des Seelsorgeramts gewahrt bei einem Manne, der sich einst so ablehnend dagegen verhalten hatte und nun völlig darin aufzugehen wußte. „Wem selbst der neue Leib mangelt, von dem können nicht Ströme auf andere fließen.“ — „Ein Hauptfordernis des evangelischen Lehrers ist die Demut, „die wahre, ungeheuchelte Niederträchtigkeit, zumal viel Verlockung zum geistlichen Hochmut vorhanden ist.“ Auf seine frühere eindringende Gelehrten-tätigkeit, die seiner Eigenart so angemessen war, griff er zurück in seiner „Lehre von der Führung und Verwaltung des geistlichen Amtes nach dem Sinn-Exempel der Alten“, einem Werk, das durch die Fülle von Zitaten aus den Kirchenvätern und Mystikern besonders wertvoll ist. Seine Meisterschaft im Kirchenlied ist bekannt, noch heut enthält das Gesangbuch eine Anzahl seiner Lieder, wie das kräftige „O Durchbrecher aller Bande“ und „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen“. Die Gemeinde lohnte aber auch ihrem Oberpfarrer seine treue, hingebende Fürsorge durch Dankbarkeit und Liebe. Leider haben die Kämpfe und Unruhen, sowie seine rastlose Tätigkeit Arnolds Wirken vorzeitig ein Ziel gesetzt. Seines Lebens Wonne, seine beiden Kinder, entriß ihm jäh

eine heimtückische Krankheit; der erschütterte, allzeit glaubenstarke Vater vermochte ihnen noch ein poetisches Denkmal zu setzen. Bereits 1702 hatte er Egers Heilquellen aufsuchen müssen. Immer ausschließlicher gehörte seine Kraft dem Beruf. „Gleich einem Licht“, so schreibt sein erster Biograph, „verzehrte er in seinem Amt sich selbst je mehr und mehr.“ 1713 ergriff ihn eine schwere skorbutische Krankheit, die eine große Schwäche zurückließ; er fühlte, erst 47 Jahr alt, sein nahendes Ende; nur mit größter Anstrengung verwaltete er sein Amt. Ein roher Gewaltstreich ward Anlaß zu seinem Tode. Bei der Abendmahlsfeier am Pfingstnorgen 1714 drangen plötzlich preußische Werber ins Gotteshaus ein und rissen aus der Schar der Kommunikanten einige Jünglinge vom Altar weg zum Kriegsdienst. Schreck und Empörung über solchen Frevel versetzten Gottfried Arnold den Todesstoß. Mit sinkender Kraft hielt er noch am Nachmittag eine Leichenfeier. Die drei letzten Tage saß er dann still im Lehnstuhl, vertieft in Gott und göttliche Dinge. Der Tod nahte; Ängste wechselten mit seligen Bildern. „Wie wohl, ach, wie wohl ist mir!“ sagte er zu seiner treuen Gattin. „Siehst du nicht die Engel? Ach, wie schön!“ Dann richtete er sich mit Kraft noch einmal auf und rief laut: „Frisch auf, frisch auf, die Wagen her und fort!“ Das waren seine letzten Worte. Fast die gesamte Gemeinde Perlebergs gab dem treuen Mann das Trauergeleite. Tiefbewegt rühmte sein Amtsgenosse Kruse des Heimgegangenen Kraft und Treue, jeder ersehnte für sich selbst das selige Scheiden dieses Gerechten. Die dankbare Gemeinde setzte ihm einen mächtigen Stein voll Dankes- und Glaubensworten. Die Inschrift kennen wir nur aus einer Schrift; ihr Umfang im weitschweifigen Stil damaliger Zeit läßt auf eine ungeheuer große Grabplatte schließen, die ohne feindselige Vernichtung kaum zerbrochen und in allen Teilen verloren gegangen wäre; nicht einmal eine Gedenktafel hat das vergeßliche Geschlecht der Nachgeborenen ihm bisher gestiftet. Darum ist mit dieser schlichten Darstellung eine Ehrenpflicht Perlebergs erfüllt. Denn auch die Asche eines Hus ist in den Rhein gestreut, der Leichnam Savonarolas verbrannt, und siehe, sie leben dennoch.

So starb am 30. Mai 1714 Gottfried Arnold, der mannhafte Kämpfer und Glaubensheld, der Forscher und Kirchenliederdichter, viel gehaßt, aber auch viel geliebt. Seine Zeit in Unruhe, seine Hoffnung auf Gott!

Längst sind seine Feinde verstummt und seine Freunde zu Staub geworden. Die Stadt aber, in der er mit Weisheit und Hingabe guten Samen ausgestreut, blüht und gedeiht, das Gotteshaus, in dem er gewaltet, ist frisch erstanden. Ist auch die Stätte nicht mehr zu finden, wo der müde Leib des Gottesmannes zur letzten Rast gebettet ward, so werde doch von den Nachgeborenen seiner alten Gemeinde sein gedacht bei

der 200. Wiederkehr seines Todestages und fernerhin! Das Gedächtnis des Gerechten bleibe in Segen!

\* \* \*

Im Märkischen Museum befindet sich in dem Saal für graphische Künste ein Porträt Gottfried Arnolds, von der Hand des Berliner Kupferstechers G. P. Busch, des Lehrers von Georg Friedrich Schmidt. Es erschien als Titelbild zu einer Biographie Arnolds, die zwei Jahre nach seinem Tode in Leipzig und Gardelegen herauskam. — Die hohe Bedeutung Arnolds, des hervorragendsten Schülers Speners, den wir als den Begründer des Pietismus anzusehen haben, für die Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts wird von der Wissenschaft mehr und mehr erkannt. Besonders verdankt die Poesie der großen Zeit im letzten Drittel des Jahrhunderts der pietistischen Strömung viel von ihrer seelischen Vertiefung und Gefühlsinnigkeit. Wie auch in der nüchternen Mark Brandenburg die Bestrebungen der „Erweckten“ Boden fanden, wäre einmal darzulegen.

D. R.

### Backofengeräte.

Von Dr. A. Kiekebusch.

Gelegentlich der Ausgrabungen des Märkischen Museums bei Lagardesmühlen in der Nähe von Cüstrin gelang es mir, drei altgermanische Backöfen aus der Zeit der ersten nachchristlichen Jahrhunderte aufzudecken und zu untersuchen. Einer dieser Backöfen ist im Märkischen Museum wieder aufgebaut worden. Über den Bau der Öfen habe ich in der Prähistorischen Zeitschrift VI 1914 ausführlich berichtet.

Da wir durch die Funde von Lagardesmühlen zum erstenmale etwas genaueres über altgermanische Backöfen erfahren, dürfte eine möglichst vielseitige Behandlung aller mit dem Backofen zusammenhängenden Fragen wünschenswert erscheinen, umsomehr als die Beziehungen der altgermanischen Backöfen zu den noch heute auf dem Lande gebräuchlichen „Feldbacköfen“ geradezu auffällig sind. Der Unterschied besteht eigentlich nur darin, daß die alten Backöfen, nicht aus Ziegel- sondern aus Feldsteinen gebaut, in den Boden eingetieft waren und daß die Decke nicht gewölbt sondern flach gewesen ist. Bei der Ähnlichkeit der Anlagen aus alter und neuer Zeit ist es nicht zu verwundern, daß bei der Benutzung des Backofens in ältester wie in neuester Zeit auch dieselben Geräte verwendet wurden. Außer der „Brotschaufel“ von Vimoor<sup>1)</sup> dürfte sich schwerlich ein Backofengerät aus alter Zeit erhalten haben. Dennoch sind wir durch sprachliche Überlieferung über die Bezeichnungen der betreffenden Geräte gut unterrichtet und ersehen daraus, daß, soweit unser Sprachgut uns in die deutsche Vergangenheit zurückführt, jeder-

<sup>1)</sup> Abb. bei Engelhardt, Vimose Fundet; bei Sophus Müller: Nord. Altertumskunde II Abb. 96 u. Hoops' Reallexikon der germ. Altertumskunde S. 151, Abb. 26.